

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

31 (6.2.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Alte Geschichten.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Male in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die dajelbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand als der Kondukteur, das ist der Aufseher über den Postwagen, der auf alles acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reiselameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister dajelbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterner Nacht ebensowenig zu finden, als in einem Wagen voll Hen eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stübchen, wo zwei Betten stehen. Meine Waise wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Waise noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden ein Notdurft an, und er mußte hinausgehen. Da war er schlimmer dran als noch nie, denn er wußte in seiner damaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bescheid, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur wach und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Lüre“, fuhr er fort, „ist zwar verlohren, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verlohren. Aber nehmt in meinem Modelord mein großes Messer mit und schneidet es zwischen dem Türlein und dem Posten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Theme rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwachte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Kopf zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verfallung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachsichtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Rärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Gassentüre gekommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtshäusern, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid Ihr?, sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — fern oder unfern — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Presse, und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, er ist gewiß gepreßt worden.“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Modelord um sich und eilte auf die Gasse, um womöglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Rärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — unfern — und den andern Morgen weite's Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienteter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gemwand im Bett liegen, auf dem Gang ein offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Theme. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn befragte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht; auf seine Schwester, man wußte nichts von ihr. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Bluträcher sagten: „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehen.“ Und wie gelacht, so schickten, noch am nämlichen Nachmittag nach englischen Recht und Brauch. Mit dem englischen Brauch ist es aber so: weil in London der Spitzkuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bestimmem sich nicht viel Leute darum, weil man oft sehen kann. Die Missetäter, soviel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gefellen pappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Schöne nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödlich. Deswegen kommen immer nachher die nächsten Verwandten des Missetäters und ziehen so lange unten an den Reinen, bis der Herr Wirtcher oben ersticht. Aber unserem Fremdling tat niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergange von ungefähr über den Richtplatz wandelte und im

Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Varmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehekte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Burthen, die nahmen den Gehekten mit nichts dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbefahren in des Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager, Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdecket werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen. Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Ort mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt!“, siehe, da kam in armließer Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unversehens Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, ging mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtschläfer? Wist Ihr, daß ich wegen Euch bin gezeichnet worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Uebelthäter und nirgends, wist Ihr, das man wegen Euch mich ohenkt hat?“ Hernach aber gingen sie miteinander ins Wirtshaus zu den „Drei Kronen“ in Philadelphia und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Sandlunnenhaus gute Geschäfte machte, rühte nachher nicht, bis er seinen alten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

Dermisches.

Die größten Munitionslager Englands.

Connan Doble gibt im „Daily Chronicle“ folgende Beschreibung der im Entstehen begriffenen größten Munitionslager Englands: Es ist vielleicht der merkwürdigste Platz der Welt. Noch vor wenig mehr als einem Jahre, im September 1915, war es eine riesige Morfische an der See, die als Hinterland ein verlassenes Moor hatte, wo die Seemöven freiliefen. Dann streckte sich die mächtige Hand des Munitionsministers über diese einsame Wüste, weil sie eine gute Wasser- und Eisenbahnverbindung mit den Eisen- und Steinlozengentzen hatte. Es war eine Entwidlung, die mehr an Westmerito als an ebantische englische Methoden glauben läßt. Es kam Leben in die Wüste und alles entwickelte sich blühend. Auf einem riesigen Platz von neun Meilen Länge und anderthalb Meilen Breite sind täglich mehr als 25 000 Arbeiter an der Arbeit. Der größte Teil besteht noch aus Bauarbeitern, die weitere Gebäude der neuen Stadt aufzuführen. Fast die Hälfte aber besteht schon aus Munitionsarbeitern, die später ausschließlich hier wohnen werden. Diese Munitionsarbeiter — und das ist ein neues Wunder — sind ausschließlich Mädchen. Sie sind noch nicht alle an Ort und Stelle, aber in kurzem soll es mehr als 12 000 sein, die nichts tun, als den ganzen Tag Munition herstellen. Im Zentrum der Stadt liegen die Verwaltungsgebäude, die Telefonstation, der große Klub des technischen und Komptoirpersonals, das Krankenhaus, das Kinotheater und eine Reihe von Verkaufsläden. Von diesem Zentrum laufen straßenförmig schnurgerade Reihen von Gebäuden, zunächst kleinen Häusern, wo in Pensionen die jungen Mädchen und Frauen beherbergt werden. Im Zentrum wohnt die Bevölkerung der Munitionsstadt, im Norden und Süden arbeiten sie. Im Süden werden die Grundstoffe hergestellt, die sämtlich an Ort und Stelle produziert werden. Da ist eine riesengroße Salpetersäurefabrik, rechts von ihr steht eine noch größere Schwefelsäurefabrik, von so großer Leistungsfähigkeit, das Englands Gesamtproduktion an Schwefelsäure durch sie mehr als verdoppelt wird. Nicht daneben ist der Stapelplatz der Rohbaumwolle. Es folgen die Glycerinraffinerie, die Acet- und Alkoholfabrikanten und die Fabrik, in der die Schießbaumwolle endgültig verfertigt wird. Von hier wird das fertige Produkt durch eine Fördereinrichtung in der Nachbarschaft abgeholt, der der Nitroglycerin Hügel heißt. Es muß ein Hügel sein, da Glycerin nicht durch Pumpen befördert werden kann, sondern durch das eigene Schwergewicht an seinen Bestimmungsort fließen muß. Auf dem Hügel wird das Glycerin mit der Schießbaumwolle zu einem Pulver gemischt. Das ist höchst gefährlich. Für Druck weniger, aber die geringste Stößenwidlung würde sofort eine Riesengeplosion verursachen. Die ladenden Mädchen in Arbeitskleidung, die so lustig mit diesem Pulver hantieren, würden, wenn eine bestimmte Veränderung eintritt, in Stücke gerissen werden. Natürlich ist dafür gesorgt, daß ein Unglück nach Möglichkeit verhütet wird, und einstweilen lachen die Mädchen noch und kneten das Pulver, aber der Abstand zwischen Leben und Tod bleibt doch sehr gering. Eine höchst sorgfältige und peinliche Kontrolle wacht darüber, daß diese Grenze eingehalten wird. An den andern Seiten der Stadt sind die Werkstätten, in denen die Füllung besorgt und das Endprodukt, die fertige Granate, hergestellt wird. Wie groß unser Munitionsverbrauch ist, das hat der Laie keine Ahnung. Aber wir werden Hindenburg nicht schlagen, wenn wir nicht vorher Krupp geschlagen haben. Und daran arbeiten die ladenden Mädchen und Frauen von England. Gut ab vor der englischen Frau! Ich werde von jetzt an ein Vorkämpfer des Frauenwahlrechts sein und werde mich nicht an die Verurtheilung der Suffragetten legen.

Wasserleitungsröhren aus Papier.

Unter den zurzeit am häufigsten gebrauchten Erfindungen nimmt Papier eine führende Stellung ein. Papiergarne liefern Gewebe, die die ausländische Fute ersetzen, Zellstoffwolle vertritt die Verbandwolle, und erst kürzlich wurde von Seiten und Treibriemen aus Papier berichtet. In der „Papierzeitung“ teilt nun Professor Rudeloff vom kgl. Materialprüfungsamt Grobklätterische Versuche mit Papierröhren mit, die als Ersatz für solche aus Metall dienen sollen. Das Material besteht im wesentlichen aus Papier, das durch Aufrollen in die Form von Röhren verschiedener Durchmesser und verschiedener Wandstärken gebracht und mit geeigneten Stoffen verklebt und überzogen ist. Die Röhren sollen dadurch hinreichenden Widerstand gegen Wasser und Gas erlangen, um als Leitungsröhre dienen zu können. Bei Wasserleitungen kommen häufig Bleiröhren zur Verwendung, aus einem Metall, mit dem wir soeben umgehen müssen. Daher dürfte man auf die Prüfung der Röhren aus Papier auf ihre Verwendbarkeit als Wasserleitungsröhren besonders gespannt sein. Sie richtete sich auf den Widerstand sowohl gegen innere als auch gegen äußeren Wasserdruck. Auf inneren Druck wurden Blei- und Papierröhren gleichzeitig geprüft. Die Schaulinien, die die Ergebnisse darstellen, lassen erkennen, daß die Papierröhren bei gleichem inneren Durchmesser etwa die drei- bis vierfache Festigkeit der Bleiröhren besitzen, während das Metergewicht der Bleiröhren das Sechsfache bis Zehnfache von dem Gewicht der Papierröhren beträgt. Die Prüfung auf äußeren Druck zeigte, daß die Röhren hinreichenden Widerstand gegen Erddruck zu bieten scheinen, vorausgesetzt, daß nicht etwa beim Liegen in der Erde ein Erweichen der Rohrwand eintritt. Selbstverständlich hat nun das letzte und entscheidende Wort die Praxis zu sprechen, doch ist ohne weiteres kein Grund zu sehen, warum sie mit dem Ergebnis der wissenschaftlichen Beobachtung in Gegensatz geraten sollte.

Heeresprache. Kein Gebiet unserer Sprache wimmelt so von Fremdwörtern wie die Heeresprache. Wir besagen das heute unumkehrbar, als in ihrem Wortschatz das deutsche Wesen an stärksten zum Ausdruck kommen sollte. Unsere Heeresverwaltung teilt diese Ueberzeugung und geht schon seit Jahren den Fremdwörtern zu Leibe. Das Erscheinen der Heeresdienstordnung und der Schießvorschrift für die Infanterie im Jahre 1887 bezeichnet den Anfang ihres zielbewußten Kampfes gegen die Ausländer. Darin wurden 200 Wörter verdrängt. In der 1896 vom Großen Generalstab herausgegebenen Geschichte des Zweiten schlesischen Krieges erschienen Stützpunkte für Front, Schießborrat für Munition, Brückenboot für Ponton, Bootbrücke für Pontonbrücke, Streifreiter für Patrouille, Marschroute für Kolonne, Fahnenreihe für Wallade, Bekleidung für Armierung, Biered für Karree. Planvoll hat die Heeresleitung seitdem auf allen Gebieten gefächert. Beispielsweise ist Befähigung für Instruktion, Gebührensliste für Kompetenzen, Geräte für Inventarien, Küche für Menage, Stammliste für Rationale, Verpflegung für Naturalverpflegung eingeführt. Ein wahrhaft musterträgliches reines Deutsch stellen uns die heutigen Kriegsberichte lässlich vor Augen. Natürlich fehlt es in unserer Zeit nicht an einer Fülle neuer gutgemeiner Vorschläge für die Benennung von Truppen, Graden, Titeln, Behörden. Aber die sprachliche Neuerung stößt im Kriege auf besonders große Schwierigkeiten: sie würde Verwirrung anrichten. Es wäre verkehrt, die Rücksicht auf die Sprache jetzt über die Rücksicht auf das Bedürfnis zu stellen. Unsere Heeresleitung hat den richtigen Weg eingeschlagen, indem sie das vorläufig Erreichbare erstrebt. Also Geduld!

Lesch (Köln)

Französisch. Mordlust. Wie unglaublich roh und kriegsrechtswidrig sich die Franzosen in der Somme-Schlacht den deutschen Kriegsgefangenen gegenüber verhalten haben, darüber liegt allmählich eine Fülle verbürgter Meldungen vor. Kaum ein Bericht geht ein, in dem nicht Worte an Gefangenen gemeldet werden. Bald sind Deutsche, die sich ergeben mußten, niedergestochen oder erschossen worden, dann wieder hat man sie zusammengetrieben und Handgranaten zwischen diese Haufen geworfen. Das „Wie“ war den Franzosen gleich, wenn nur das Ziel erreicht wurde, wieder einen Deutschen, der in ihrer Gewalt war, zu töten. Ein an der Somme gefangener deutscher Kompagnieführer teilt folgendes mit:

„Als ich mich mit dem Reste meiner Kompagnie, darunter Leutnant der Reserve D., hatte ergeben müssen, wurden wir auf einen Haufen zusammengedrückt und zurückgeführt. Auf diesen Haufen kam ein französischer Feldwebel zu und schob sämtliche 7 Patronen seiner Pistole auf die Gefangenen ab. Auf dieses Signal hin eröffneten noch einige andere Franzosen von hinten das Feuer auf die Gefangenen. Außer einigen Leuten, deren Namen ich nicht mehr im Kopfe habe, wurde auch Leutnant D. seit jener Zeit vermisst, so daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit unter die Opfer dieser Tat zu rechnen ist.“

Davon, daß irgendein anderer von den in genügender Zahl anwesenden Franzosen dem Wüterich Einhalt geboten hätte, weiß der Kompagnieführer kein Wort zu berichten.

Heiteres.

Welch ein Glück! Clemenceau läßt sich in seinem „Gesellschaft“ folgendes Urteil über die Deutschen: „Der Redde (sprich: Polk; Schimpfwort für die Deutschen; bedeutet halbtierisch mit tierischem Schadel) besitzt keine Intelligenz. Das ist sein wunder Punkt. Er ist im höchsten Grad unintelligent und ohne moralische Stärke. Damit fehlt ihm das Zug zu einem Sieger.“ Dazu bemerkt die Pariser Tageszeitung „L'oeuvre“: „Ach, du lieber Gott, wech ein Glück für uns. Denn wenn die Deutschen auch noch Intelligenz und moralische Stärke hätten, was sollte da wohl aus uns in diesen zwei Jahren geworden sein!“